

Nr. 32. Posen, den 11. August. 1895.

Ruth.

Novelle von E. Horstig.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Diese kleinen Diners nahm man bei Gräfin Adlerhorst an einem runden Tische ein, weil sie das darin, wie sie sagte, mit Louis Quatorze halte, der bekanntlich die runden Tische erfand, weil oft wegen der Plätze und der Rangordnung Streit entstanden war und Jeder gern obenan sitzen wollte.

Nach dem Essen wurde eine Ausfahrt unternommen und der Prinz begleitete zu Pferde den Wagen, in welchem die Gräfin und Ruth saßen.

Am Abend desselben Tages bat Graf Georg Friedrich seine Mutter um eine Unterredung, die ihm sofort bewilligt wurde.

Er fragte sie ohne Vorbereitung und Umschweife, ob sie beabsichtige, Fräulein von Norbert mit dem Prinzen zu verloben; sie sagte ihm lächelnd, daß sie allerdings schon daran gedacht habe, und daß es jedenfalls eine gute und glänzende Partie für das arme Mädchen sein würde.

„Ganz gut, liebe Mutter, aber Du hast vergessen, einen Faktor in Rechnung zu ziehen; der Prinz ist der Sohn der Herzogin Isolde, um derentwillen einst Freiherr von Norbert elend wurde; — glaubst Du, daß dieser zu verzeihen bereit ist, daß er diesen Bund segnen würde?"

Der Graf hatte sehr langsam und nachdrücklich gesprochen und blickte seiner Mutter scharf ins Antlitz.

Sie wollte ihre Niederlage nicht zu auffallend machen und erwiderte kühl: „Ich danke Dir, mein Sohn, daß Du mich an die alte, vergessene Geschichte erinnerst, doch woher kommt Dir diese Wissenschaft?"

„Ein Zufall ließ sie mich in Erfahrung bringen jüngst beim Weine, und ich hielt es für alle Fälle gut, darüber mit Dir zu reden. Nun, die Baroneß ist noch sehr jung, und der Prinz soll ein wunderlicher Heiliger sein, ich denke, wir haben diese Erledigung der Angelegenheit nicht zu bereuen."

Als der Graf in sein Zimmer ging, murmelte er zwischen seinen Zähnen: „Wenn es dennoch weiter zwischen ihnen kommen sollte, als ich wünsche, werde ich den alten Herrn davon benachrichtigen, damit dieser wilde Bär mit seiner Macht dazwischen fahre. O Ruth, Ruth, zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen, doch schenk' ich nie die Freiheit Dir, ich kann nicht leben ohne Dich, Du Süßeste."

Ruth fuhr fort, mit dem Prinzen zu verkehren, bis der Graf davon durch die Kammerzofe hörte, und am nächsten Tage sich selbst erbot, die junge Dame zu begleiten, was sie zögernd gestattete.

Da es sehr schönes Wetter war, gingen sie zu Fuß, und der Graf hatte Ruth den Arm geboten.

Sie trug ein schwarzes Sammetkleid und einen Rembrandthut mit langwallender Straußfeder auf dem zierlichen Köpfchen; ihre Wangen waren etwas blaß und die schönen Augen sahen umflort aus, so daß der Graf sich zu ihr niederneigte und sie besorgt um ihr Befinden fragte.

In diesem Augenblick kreuzte ein Fremder mit dunklem Antlitz und markiger Gestalt ihren Weg.

„O, Graf Adlerhorst, wie geht es ihnen? Angenehm, Sie zu treffen! Wollen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin vorstellen?"

Dunkle Purpurgluth flammte über Ruth's zartes Gesicht bei der Frage und den prüfenden Blicken des Fremdlings, auch der Graf wechselte die Farbe, aber er sagte kurz: „Sie irren sich, — Baron N. N., Fräulein v. Norbert! Wir gehen in die Bibliothek, wollen Sie uns begleiten?"

„Ich danke, mein Lieber, ich ziehe die frische Luft im Thiergarten vor; ich empfehle mich Ihnen!"

Verwundert ging der Weitgereiste dahin und dachte, wie sonderbar es sei, daß Graf Adlerhorst, der verheirathete Mann, mit dem auffallend schönen, jungen Mädchen so intim umherwandere, aber daß es ihm nichts angehe.

Indessen war das Paar in etwas gedrückter Stimmung zu seinem Ziele gelangt; gleich im zweiten Zimmer stieß man auf den Prinzen, der sich erröthend und mit strahlenden Augen erhob und höflich grüßte.

Graf Georg Friedrich gab den Gruß sehr kalt zurück und theilte in förmlichem Tone dem Andern mit, daß sie heute das letzte Mal hier seien, da dieser Ort doch zu vielen Leuten zugänglich sei und für eine junge Dame nicht passe: er wolle der Freiin die nöthigen Bücher und Schriften selbst besorgen.

Der Prinz warf einen langen, schmerzlichen Blick auf Ruth und empfahl sich den Herrschaften.

Das junge Mädchen ließ ihn schweigend gehen, ohne auch die Augen aufzuheben, als er aber fort war, wandte sie sich zu dem Begleiter und sagte heftig: „Warum vertrieben Sie den Prinzen, Graf? Er hat dasselbe Recht hier zu verweilen, wie wir!"

„Gewiß", versicherte Graf Georg Friedrich kalt, „darum wollen wir ihm auch den Platz völlig frei geben. Sie werden nicht mehr in diese Bibliothek kommen!"

„Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf? Es war doch bisher erlaubt."

„Weil wir nicht ahnten, daß auch junge Herren da sind; doch, nein, aufrichtig gesagt, es taugt nichts, Ruth, daß Sie den Prinzen so viel sehen, man spricht darüber, und da er sich nie vermählen will, ganz abgesehen davon, daß Sie seine Ge-

mahlin nicht werden können, so ist dies öftere Begegnen zwecklos und gefährlich. Oder sollen wir unsern Liebling dem Gespött und Gerücht der bösen Welt aussetzen? Kommen Sie, meine kleine Freundin, und seien Sie vernünftig! Wir wollen jetzt nach Hause gehen."

Sie folgte ihm schweigend, aber seinen Arm nahm sie nicht mehr und sagte herbe: „Die Leute könnten auch das unpassend finden."

So ging er neben ihr hin mit finsterem Gesicht und brütendem Sinne.

Ruth war sehr nachdenklich geworden, des Grafen Worte hatten sie klarsehend gemacht, sie wußte nun, daß der Prinz sie liebe und darum immer ihre Nähe gesucht hatte, sie wußte auch, daß sie ihm aufrichtig zugethan sei, ihn gern kommen, ungern scheiden sah, aber ob das Liebe war oder nur Mitleid und Sympathie, das wußte sie nicht. Und dann, Eins blieb ihr noch dunkel: warum sollte sie nicht des Prinzen Gemahlin werden können, wenn er mit seinen Entschlüssen brach und sie zur Gemahlin begehrte? Die Gräfin mochte sie nicht darnach fragen, den Grafen Georg Friedrich noch weniger, so mußte sie schweigend abwarten.

Das Verhältniß zwischen ihr und dem gräflichen Freund war ein etwas kühles geworden, seit er sich zu ihrem Gebieter und ungebetenen Ritter aufgeworfen hatte.

Ruth's Unabhängigkeitssinn, ihr Stolz fühlten sich durch sein Benehmen verletzt, und er zürnte ihr um der Freundlichkeit und des Interesses willen, das sie für den Prinzen so offen gezeigt hatte. Daß jede Lüge und Verstellung ihr verhaßt und fremd war, übersah er dabei.

Einige Zeit darauf befand sich die gräfliche Familie in ihrer Loge im Schauspielhause, „Romeo und Julia" wurde gegeben, und zwar spielte der junge Mann, welcher den jungen Montague gab, hinreißend schön, besonders die Balkonszene mit Julia.

Der Prinz Erich saß in der Loge gegenüber und blickte fast unverwandt zu Ruth hinüber, besonders traurig sah er sie an bei Romeo's Worten: „Wie Knaben aus der Schul, eilt Liebe hin zum Lieben, wie Knaben an ihr Buch wird Lieb von Lieb getrieben."

Als Ruth sehr aufgeregt heim kam, fand sie einen Brief in ihrem Zimmer; er trug die Handschrift der Verse, die das Veilchen- und Rosenbouquet an jenem Dezembermorgen begleitet hatten, und die Unterschrift des Prinzen.

Also er hatte ihr damals den Blumenstrauß und die Warnung geschickt; daß sie auch nie an ihn gedacht hatte! Und nun schrieb er von seiner Sehnsucht und von seiner Liebe, daß sie alle seine Vorurtheile und Beschlüsse besiegt und vernichtet habe, und daß er nun arm und als ein flehender Bettler vor ihr stehe, den sie mit einem Worte reich und zum König machen könne. Das Wort sei die Antwort auf seine Bitte, seine Frage: Willst Du mein Weib sein? Und das Wörtchen laute „ja."

Er wollte sich die Antwort morgen selbst holen kommen.

Ruth zitterte und erbleichte. Nein, er durfte nicht kommen, Demüthigung um ihretwillen ertragen; — und doch, wie sollte sie es hindern? Es war schon sehr spät, jetzt durfte sie die Gräfin nicht stören, und sie hatte auch so gar kein Vertrauen zu dieser Frau. Seufzend begab sie sich zur Ruhe, die sie aber heute noch nicht finden konnte, denn schlaflos und sehr aufgeregt warf Sie sich auf ihrem Lager hin und her. Sehr frühe stand sie eilends auf, hüllte sich in ihr Morgenkleid, schlang das reiche Haar in einem Knoten um die große goldene Nadel und eilte hinab in die Räume des ersten Stockwerks, ohne auch nur einen Blick in den Spiegel geworfen zu haben; den Brief des Prinzen trug sie bei sich. Das arme Mädchen war sehr aufgeregt, alle ihre Pulse klopften und auf den zarten Wangen brannten dunkle Fieberrosen. So ging Ruth gedankenvoll mit raschen Schritten im Parloir auf und ab. Als die Dienerschaft sichtbar wurde, befahl sie dem einen Bedienten, bei dem Grafen Adlerhorst anzufragen, ob er für sie zu sprechen sei.

Der Diener brachte sogleich die Antwort, daß Seine Gnaden der Herr Graf bitten lasse, bei ihm einzutreten.

Ruth folgte ängstlich und richtete beim Eintritt in das große Gemach einen forschenden Blick auf den ihr jetzt so entfremdeten Freund.

Graf Georg Friedrich stand auf und ging ihr entge... faßte, mit ritterlichem Anstand sich verneigend, ihre Hand u... führte sie zum Divan.

Ruth nahm Platz, ihre schönen, unnatürlich glänzenden Augen blickten flehend zu ihm auf.

Er lächelte ein wenig spöttisch und fragte verbindlich nach ihren Wünschen.

Sie zog den verhängnißvollen Brief aus der Tasche und reichte ihn dem Grafen mit stummer Bitte; er nahm und las, und der kalte, ironische Ausdruck seines Antlitzes veränderte sich zauberschnell und machte einer finstern, zornigen Miene Platz, die seine Selbstbeherrschung sofort niederzwang, indem er Gleichgiltigkeit heuchelte.

Ruth beobachtete ihn mit angstvollem Blick und erwartete voll Qual seine Entscheidung.

„Warum kommen Sie mit diesem Briefe zu mir?" fragte der Graf endlich mit leiser, beherrschter Stimme.

„Weil ich hoffe, daß Sie noch mein Freund wie sonst sind, weil ich Niemand habe, zu dem ich gehen könnte; o wenn mir die Mutter noch lebte, wenn man mich nicht grausam von Pastor Herder, dem Treuen, dem Guten, getrennt hätte, ich dürfte mich das nicht fragen lassen, ich wäre nicht hier."

Thränen funkelten in ihren Augen und zitterten in ihrer Stimme, sie stand hastig auf, doch der Graf drückte sie sanft auf ihren Sitz nieder und sagte mit weichstem Tone: „Bleiben Sie, Kind, und hören Sie mich an. Ich will unverzüglich an Ihren Vater schreiben, seine Antwort muß doch die Entscheidung bringen. Jedenfalls muß ich aber zuvor wissen, in welchem Sinne ich schreiben soll, Sie ließen mich bisher darüber im Unklaren. Lieben Sie den Prinzen, wünschen Sie seine Gemahlin zu werden, oder beabsichtigen Sie ihm einen niedlichen Korb zu flechten? Reden Sie, Ruth, Sie thun es zu einem Freunde, der nie heißer gewünscht hat als heute, immer für Sie sorgen zu dürfen."

Ruth hatte die Augen gesenkt, es zuckte seltsam um den kleinen Mund, nun aber öffnete sie die Lippen und antwortete in festem, vernehmlichem Tone: „Ich habe den Prinzen lieb, ich will sein Weib werden!"

Villeicht hatte der Graf etwas ähnliches zu hören erwartet, er kannte ihren hohen Sinn und ihre Wahrheitsliebe, — aber daß dort, wo er vergeblich geworben und gewartet hatte, wo er seine erste, heiße und zärtliche Empfindung vergeblich, unverstanden und unerwidert dargebracht, daß dort einem Andern der Sieg so leicht geworden, daß der Prinz nur die Hand auszustrecken brauchte und das schöne, stolze, entzückende Weib sein ward, — das war unerträglich, unüberwindlich! Und es konnte, es sollte, es durfte nicht sein! Unbeugsame Härte stand nicht umsonst auf des Grafen Stirn geschrieben, ein fast grausames Lächeln umspielte seinen Mund, als er, Ruth auf die Stirn küssend, sagte: „Ich schreibe sogleich, Sie dürfen unbesorgt sein."

Ruth dankte ihm und ging.

Der Graf lief in wilder Erregung zornig auf und nieder wie ein gefangener Löwe, dem man sein Junges geraubt hat, ballte die Hände und murmelte in erstickten Lauten Verwünschungen vor sich hin, dann setzte er sich nieder und schrieb an den Freiherrn von Norbert. Es wurde ein Brief, wie er ihn für seinen Zweck wünschte und brauchte, jedes Wort war darauf berechnet, den alten Baron aufzurütteln und jede Beleidigung, allen Schmerz, alles Leid der Vergangenheit wieder wachzurufen in seinem Innern; mit Kaltblütigkeit setzte ihm dann der Graf die Vortheile der eventuellen Verbindung auseinander, fügte aber hinzu, wenn Norbert dieselbe nicht wünsche, und aus irgend welchem Grunde dagegen sei, würden sowohl seine Mutter wie er selbst Ruth sehr gern ferner bei sich behalten und für ihre Zukunft auskömmlich sorgen, falls sie überhaupt nicht heirathe. Es sei dies zwar kaum anzunehmen, aber immerhin habe er schon Verhandlungen angeknüpft, um Ruth für später eine ausgezeichnete Stelle in dem vornehmsten und reichsten Damenstift des Landes zu sichern.

Er fühlte keine Unruhe oder Reue nach Abgang des Briefes, sondern vielmehr Triumph und Befriedigung. Diese Befriedigung ward noch erhöht, als die Gräfin zu ihm sandte, und er in ihren Salon eintretend, den Prinzen bei ihr fand.

(Schluß folgt.)

Wie die Kaiserin Eugenie entfloh.

Einem uns vorliegenden Werke, betitelt: Hérisson, Tagebuch eines Ordonnanz-Offiziers, 1870/71, Preis Mk. 3.—. Verlag von Gebrüder Reichel in Augsburg, entnehmen wir den nachfolgenden Abschnitt, welcher in diesen Tagen, die so lebhaft die Erinnerung an die Ereignisse des Jahres 1870 wachrufen, sicher das Interesse unserer Leser finden wird, um so mehr, als derselbe der Feder eines französischen Offiziers entstammt, der offen und wahrheitsgetreu seine Beobachtungen in den für Frankreich so traurigen Jahren 1870/71 schildert:

Am 4. September hatten in den Tuilerien folgende Personen Dienst: der General von Montebello, der Admiral Jurien de la Gravière, der Marquis de la Grange die Damen von Renneval und von Saulcy, die Gräfin, Aguado, die Marschallin Canrobert, de la Poëze, de la Bédollière.

Kurz vor ihrer Abreise, so gegen zwei Uhr, — der thatsächliche Aufbruch erfolgte um halb drei, — ließ die Kaiserin die Herren Nigra und Metternich in ihrem Kabinet zurück und ging in den Dienstsaal, wo die eben genannten Personen versammelt waren. Sie trug ein braunes Kleid und dazu eine Pelerine von Worth, (dem kürzlich verstorbenen berühmten Schneider — Red.) aus schwarzem Tuch mit violettem Seidenfutter und einem Besatz von feinen Goldstreifen. Sie war in bloßem Kopfe und hielt noch das Battisttaschentuch in der Hand, mit dem sie ihre gerötheten Augen getrocknet, wobei sich ein bischen die kleinen schwarzen Kreidestriche über die Wangen verwischt hatten, mit denen sie damals ihre Augenlider schwärzte und die sie seitdem seltsam verbreitet hat . . . nach spanischer Mode!

Die tieferschütterten Hofdamen standen alle und kamen nun nacheinander heran, um der Fürstin die Hand zu küssen:

„In Frankreich hat man nicht das Recht, unglücklich zu sein", sagte ihnen die Kaiserin.

Nach diesem Handkuß und Abschied kehrte die Kaiserin in ihren Salon zurück, wo die beiden Gesandten sie angstvoll erwarteten; sie zitterten beständig, sie möge ihren Entschluß ändern und der Abreise entsagen.

Die beiden letzten Wochen, welche die arme Frau in den Tuilerien zugebracht, waren nichts als eine lange Qual, eine wahre moralische Todesangst gewesen.

Nicht eine Stunde war in diesen fürchterlichen Tagen hingegangen, ohne eine Depesche zu bringen, die ein neues Unglück, einen neuen Schlag verkündete. So hatten denn auch Seele und Leib in diesen Tagen voll Thränen, Verzweiflung und Arbeit, in diesen schlummerlosen, ruhelosen Nächten schwer gelitten.

Sie hielt sich nur mit Hilfe von sehr starkem Kaffee aufrecht und mußte sich, um nur ein bischen ruhen zu können, mit Chloralhydrat förmlich sättigen. Sie hatte eine so große Menge dieses Medikaments genommen, daß sie geradezu schlafwandlerische Anfälle bekam, während welcher sie mit starren weitoffenen Augen nichts zu bemerken schien, was um sie vorging und nicht verstand, wenn Jemand sie anredete.

Die beiden Gesandten mit ihren Rathschlägen, ihrer fingirten Besorgniß und der übertriebenen Ausmalung der vergeblichen Leiden, die ihr drohten, hatten dem Einfluß des Kaffees und des Chlorals nicht gerade entgegenwirkt bei diesen armen Frauennerven, die bis zum Zerreißen gespannt waren.

Sie erklärten ihr, die Stunde des Rückzugs, der Flucht, habe geschlagen. Die allzu auffällige Pelerine von Worth ward mit einem dunkleren Mantel vertauscht, und die Kaiserin verbarg eilig ihr prachtvolles Haar in einer kleinen schwarzen Kapuze von Madame Virot, (dem weiblichen Worth — Red.) die Bänder knüpfte sie fieberhaft unter dem Kinn zu. Dann nahm sie eine kleine Tasche in die Hand, in die die Frauen Börse, Taschentuch und Notizbuch zu stecken pflegen, reichte dem Fürsten Metternich den Arm und folgte durch den Louvre Herrn Nigra, der ihrer Vorleserin, Madame Lebreton, den Arm geboten, denn diese hatte ihre Fürstin nicht verlassen wollen. Madame Lebreton ist bekanntlich die Schwester des tapferen, oft siegreichen Soldaten Namens Bourbaki.

So gelangte sie bis zum Säulengang Ludwigs XVI., gegenüber der Kirche St. Germain — l'Auxerrois, und dort vor dem vergoldeten Gitter stiegen die Kaiserin und Madame Lebreton in einen Fiaker. Herr von Metternich sagte dem Kutscher nichts als die Worte: „Boulevard Haußmann."

Ein fünfzehnjähriger Straßenjunge in Bluse und Mütze ging gerade vorbei und schrie:

„Guck, die ist aber mal hübsch! . . . es ist die Kaiserin!"

Zum Glück für die Fliehenden ward der Ausruf von dem Lärm des Fiakers übertäubt; er hatte sich schon in Bewegung gesetzt und rollte nach der Richtung der Rue de Rivoli.

Etwa in der Mitte des Boulevard Haußmann ließen die beiden Frauen den Wagen halten, und während Madame Lebreton den Kutscher bezahlte, flüchtete sich die Kaiserin einen Augenblick in einen Thorweg. Ein zweiter Wagen ward im Fahren angerufen und dem Kutscher die Adresse des Doktor Evans, Avenue Malakoff, gegeben.

Der Arzt bewohnte dort ein glänzendes behagliches Haus. Dr. Evans war nicht nur ein Spezialist, der außer einem riesigen Vermögen einen europäischen Ruf erworben, er war auch ein guter Mann. (Der verstorbene Kaiser Friedrich III. berief ihn einst zu einer Zahnoperation — Red.) Als ein paar Wochen später die Leiden und Nöthe der Belagerung anfingen, errichtete und erhielt er aus eigenen Mitteln die „amerikanische Ambulanz".

Und seine Landsleute, die auf den Hofbällen und in den Pariser Salons so viel getanzt, so viel Gänseleberpasteten gegessen und Champagner getrunken und uns so viele misses eingeschmuggelt hatten, mehr oder weniger reiche — aber meistens weniger — brachten unter sich nicht mehr als die Summe von 500 Franken zusammen, und die Ambulanz ward trotzdem als „amerikanische" bezeichnet.

Herr Evans allein trug die ganze Last. Und da er nicht nur Verwundete zu pflegen, sondern oft genug auch ganz gesunde Männer, zum Beispiel seinen Minister Herrn Washburne, zu ernähren hatte, so fand sich, als die Rechnungen aufgemacht und auch noch den Kriegsgefangenen in Deutschland Hilfsgelder vertheilt worden, — daß der edelmüthige amerikanische Bürger dem französischen Vaterlande zwölfhunderttausend Franken geschenkt hatte. Das war, gestehe man, ein königlicher Dank für die Aufnahme in Paris; das hieß, ganz allein, die Jämmerlichkeit seiner Landsleute wieder gut zu machen, sammt allen Kundgebungen, die sie sich gegen uns erlaubt und dem wirklichen Schaden, den sie uns zugefügt.

Als die Kaiserin beim Doktor angekommen und in seinen Salon geführt worden war, sagte sie schluchzend:

„Lieber Herr Evans, Sie allein können mich retten. Alle haben mich verlassen. Ich kann auf Niemand mehr zählen. Ich will fliehen, will diese undankbare Stadt verlassen und komme zu Ihnen, um Sie anzuflehen, daß Sie mir die Mittel zur Flucht nach England gewähren!"

Doktor Evans kannte die Kaiserin schon zu der Zeit, als sie nur Fräulein von Montijo war, und er hatte ihr, ehe sie so hoch gestiegen, einige kleine Dienste erwiesen. Er hatte auch immer seine großen und kleinen Audienzen bei seiner kaiserlichen Klientin in den Tuilerien gehabt. Und in ihren Beziehungen hatte nicht nur Vertrauen, sondern sogar Herzlichkeit geherrscht. Er war nicht minder verstört, als seine Besucherin, und das unerwartete Schauspiel einer so gestürzten menschlichen Größe, einer Kaiserin, die von ihm Schutz und Hilfe erbat, brachte ihn ganz außer sich. Zudem begriff er, welche Verantwortlichkeit er auf sich nehmen sollte. Als Fremder, als einfacher Gast in Frankreich, widerstand es ihm, eine politische Rolle zu spielen, für die er streng zur Rechenschaft gezogen werden konnte, und eine politische Handlung war es doch wohl, wenn er einer regierenden Fürstin zur Flucht verhalf.

Aber die Sorge um seine persönlichen Interessen flog ihm nur durch den Kopf, ohne sich darin festzusetzen. Wir sind so. Wenn wir einer unerwarteten, einer unbekannten Gefahr gegenübergestellt werden, erwacht unwissentlich in uns allen zuerst das Gefühl der Selbsterhaltung. In Allen; die gewöhnlichen Menschen gehorchen ihm, die starken unterdrücken es; so that auch der Doktor, der bald nur noch einen Gedanken hatte, — den nämlich sich der Kaiserin zu weihen und sich ihr mit um so größerem Eifer zu weihen, wenn es dabei etwas zu riskiren gäbe.

Die Aufgabe, die alte Freundin zu schützen, die Fürstin zu vertheidigen, das Weib, das seiner Leidenslast fast erlag, aufrecht zu halten, die Gattin, die vom Gatten, die Mutter, die vom Sohne getrennt war, zu trösten und wieder mit den Ihrigen zu

vereinen, erregte alle Schwungkraft dieser wahrhaft ritterlichen Natur.

Die Kaiserin war stehen geblieben, während sie ihr Gesuch aussprach.

„Ich beschwöre Eure Majestät, sich zu setzen und mir ein paar Augenblicke zum Nachdenken zu gewähren", sagte er. „Die Verantwortung, die ich übernehme, ist groß, und ich will mich bemühen, das Vertrauen zu rechtfertigen, das Eure Majestät in mich zu setzen geruht haben."

Er verließ den Salon und schloß die Thür, damit kein Neugieriger hineinkomme und die beiden Flüchtigen überrasche.

Da bin ich nun wider Willen Denen zugesellt, die die Geschichte machen, sagte sich der Doktor. Diese unglückliche, von aller Welt verlassene Frau, die sich in ihrer Verlassenheit ergiebt und sich nicht an die wenden kann noch will, welche gestern ihre Unterthanen hießen, geht einen amerikanischen Bürger an, um Frankreich verlassen zu können und versetzt mich damit in eine seltsame, delikate Lage. Vor allem ist es nöthig, daß ich nichts ohne Zeugen thue, die mir künftig, im Nothfalle, meine Treue, meine Loyalität bescheinigen.

Sodann ließ er seinen Landsmann und besten Freund Dr. Crane rufen, der auch sofort kam, entdeckte ihm, was vorgehe und bat ihn, sich bereit zu halten und am anderen Morgen mit ihm zu verreisen.

Das Reiseziel der Kaiserin war England, und da die Fliehende sich durchaus weigerte, die Eisenbahn zu benutzen, weil sie erkannt, vielleicht beschimpft zu werden fürchtete, so war es zu spät, für diesen Tag noch die Abreise in's Werk zu setzen.

Der Doktor behielt daher seinen Plan für sich und kündigte nur der Kaiserin an, sie müsse eine Nacht die Gastfreundschaft unter seinem Dache annehmen. Die arme, körperlich ermattete, geistig überreizte Frau verbrachte die Nacht vom 4. zum 5. September in dem Zimmer der Madame Evans, die sich in Deauville in Villegiatur befand. Für Madame Lebreton schlug man ein improvisirtes Bett zu Füßen der Kaiserin auf.

Am Morgen des 5. September legte die Kaiserin, die ein bischen ausgeruht und mehr Herrin ihrer selbst war, die Toilette vom vorigen Tage an. Nur, da die kleine Kapuze das Gesicht völlig frei ließ, setzte sie einen runden Hut auf, der Madame Evans gehörte und hüllte sich in einen dichten Schleier, der sie hinreichend unkenntlich machte.

Dann nahm man Platz in dem Landauer des Arztes, einem bequemen braunen Wagen.

Der Kutscher auf dem Bocke und der Bediente in grauer Livree mit schwarzem Kragen wußten durchaus nicht, welche Personen sein Herr begleitete.

Die Kaiserin setzte sich rechts, Madame Lebreton neben sie, und die beiden amerikanischen Aerzte nahmen die Sitze gegenüber ein.

Durch eines der Gitter, die auf die Avenue Malakoff gehen, und das der Gärtner öffnete, fuhr der Wagen in voller Karrière nach Deauville.

Die große Sache war das Hinauskommen aus Paris. Die Pforte Maillot war durch eine Barrikade versperrt, die durch einen Posten der Nationalgarde bewacht wurde. Dies Hinderniß mußte überschritten werden, ohne daß die Kaiserin erkannt ward.

Wie ich es vier Monate später machte, als ich Jules Favre nach Versailles führte, so bog sich jetzt Herr Evans halben Leibes durch die rechte Wagenthür hinaus und fragte die Nationalgarde über den Weg aus. Langsam fuhr während dessen der Wagen über die Grenze.

Sie war gerettet.

Die Kaiserin benahm sich, wie jede Frau an ihrer Stelle gethan hätte; statt sich zu freuen, fing sie an zu weinen.

St. Germain war erreicht. Auf der Landstraße ward ein paar Minuten Halt gemacht; dann ging es weiter, trotz der ermüdeten Pferde. Als sie in Mantes nicht weiter laufen konnten, stieg Herr Evans von dem Landauer, seine Begleiterinnen blieben unter dem Schutz seines Kollegen, und er verschaffte sich eine viersitzige Halb-Chaise mit zwei ziemlich trübseligen Pferden. Man ließ den Landauer zurück und fuhr weiter.

Die Schwierigkeiten mit dem Vorspann waren übrigens die einzigen ernsthaften Gefahren der Reise.

In einem kleinen Dorfe Namens La Commanderie steht das verfahrene Gespann still und läßt, ohne sich zu rühren, die Peitschenhiebe über sich ergehen. Dr. Evans geht auf die Suche und entdeckt unter einem Schuppen eine Kalesche, die wohl schon die Alliirten von 1814 gesehen hat. Ein Bauer erbietet sich, aus den Feldern Pferde herbeizuholen. Der Vorschlag wird angenommen und zwei alte Mähren vor den alten Wagen gespannt. Die Eigenthümerin findet die Equipage jetzt so trefflich, daß sie zum Doktor sagt:

„Sie sehen jetzt, daß der Wagen schön genug für eine Königin wäre!"

Die Kaiserin zittert. Sie glaubt erkannt zu sein. Aber es ist nicht so. Der Zufall nur hat diese Worte der guten alten Dame in den Mund gelegt.

In Evreux muß man mitten durch die Garnison fahren, die auf dem Hauptplatz aufgestellt ist, und die die Bevölkerung umdrängt. Der neue Präfekt, der aus Paris gekommen und den der Gemeinderath und die Honoratioren umgeben, ist eben dabei, die Republik auszurufen und eine Rede zu halten. Dr. Evans tritt ihm keck mit der Frage entgegen, ob er ihm nicht erlaube, weiter zu fahren, ohne das Ende dieser patriotischen Feier abzuwarten. Die Erlaubniß wird gewährt und tausend Augen folgen dem weiterrollenden alten Wagen, in dem das Weib des Kaisers sitzt.

Am 5. September Morgens waren sie von Paris abgefahren, am 6. Abends langten sie in Deauville an.

Die Kaiserin blieb während der Fahrt traurig, düster und gedrückt. Auf Augenblicke sank sie zusammen und schien zu schlafen, plötzlich aber, als ob ein toller Gedanke ihr durch den Kopf geschossen, richtete sie sich auf, ward lebhaft und munter, sprach viel und lachte noch mehr, bis sich diese Heiterkeitskrise in eine Fluth von Thränen auflöste.

Die arme Frau hat so viel geweint, daß ihre beiden kleinen Taschentücher von Thränen durchweicht sind, ebenso wie das, welches sie auf ihrem Schreibtisch in den Tuilerien hatte liegen lassen. Außerdem leidet sie seit dem 15. August am Schnupfen, und der feine Battist ist in einem Zustande, der sich leichter denken als beschreiben läßt. Der Doktor schlägt vor, er wolle die Taschentücher waschen und trocknen. Die Kaiserin weigert sich anfangs, nimmt es dann aber doch an, und der Arzt nimmt in einem kleinen Graben am Wege die Wäsche vor. Dann hielt er die Taschentücher aus dem Wagenfenster, bis der Wind, der hineinbläst, sie getrocknet hat.

Während dieser zwei Tage hat die Kaiserin nichts gegessen. Sie hat ein Biscuit geknabbert und ein paar Schluck Wasser und Kaffee getrunken. Aber ihre Reisegefährten haben Hunger, und sie wirft ihnen mehrmals vor, sie brächten ihr Leben mit Essen zu. Um 4 Uhr Nachmittags sind sie in Deauville und steigen im Hotel des Kasino ab, wo Mad. Evans wohnt, die sogleich ihrem Manne behilflich ist, die Kaiserin vor allen Blicken zu verbergen, bis man sich eines Schiffs zur Ueberfahrt versichert habe.

Während sich der Doktor nach dem Hafen begiebt, bemüht sich Mad. Evans um die Kaiserin, der sie zufällig auf eine höchst überraschende Weise ähnlich sieht. Man hätte glauben können, man sehe zwei Zwillingsschwestern, deren eine von Schmerz und Beschwerden überwältigt ist und von der anderen zartsinnig gepflegt wird.

Mad. Evans packt in einen kleinen Reisesack die Wäsche, welche die Kaiserin nöthig haben könnte und diese folgt ihr mit den Augen und wiederholt zweimal:

„Besonders Taschentücher."

Im Hafen, nach dem der Doktor gegangen, liegen zwei Yachten vor Anker. Die eine, die „Gazelle", gehört Sir John Burgoyne; die andere, größere, einem amerikanischen Herrn. Dr. Evans besucht diese zuerst. Aber das Schiff scheint ihm nicht seetüchtig, und ehe er mit seinem Besitzer abschließt, geht er zu Sir Burgoyne und fragte ihn, ob er einwilligen wolle, noch denselben Abend abzureisen. Der englische Edelmann weigert sich kategorisch; der Doktor glaubt sich seiner Ehrenhaftigkeit anvertrauen zu müssen; es ist die Kaiserin, die er retten soll, die Kaiserin, die der Edelmann kennt, denn er ist ein persönlicher Freund des Kaisers.

Sir Burgoyne weigert sich dennoch. Er ist ein Fremder und will sich nicht in politische Fragen mischen. Außerdem weht ein starker Sturm, das Meer ist entfesselt und der Wind konträr; er kann zu einer Tollkühnheit die Hand nicht bieten.

„Dann wende ich mich an die amerikanische Yacht", sagt der Arzt.

„Das rathe ich Ihnen nicht", erwidert der Engländer, „Sie müßten denn schon durchaus ertrinken wollen. Das ist kein Schiff, sondern ein Kübel; es hält das Meer nicht aus."

Herr Evans wiederholt seine Bitten, und endlich gegen elf Uhr Abends übernimmt Sir Burgoyne die gefährliche, aber rühmliche Mission, die Kaiserin nach England zu bringen. Am andern Morgen, Mittwoch den 7. um sechs Uhr, wollen sie abfahren, aber um Niemands Aufmerksamkeit zu erregen, wollen sie schon diesen Abend zwischen zwölf und halb ein Uhr an Bord gehen.

Dies Programm ward eingehalten.

Die „Gazelle" war eine Yacht mit Segeln; 45 Fuß lang. Ihre einzige Kabine, in der die Kaiserin, Mad. Lebreton, der Doktor und Sir Burgoyne Platz genommen, hatte nicht 2,50 m Seitenlänge. Dreiundzwanzig Stunden mußten sie in diesem Loche sitzen, und das während eines wirklichen Sturmes, denn der Wind hatte sich nicht gedreht. Er kam immer konträr und man konnte nur mit großer Mühe vorwärts kommen, indem man beständig lavirte. Die Riesenwellen schlugen über das Verdeck der Nußschaale.

In der Yacht wurde der Sturm wahrhaft entsetzlich, und Sir John Burgoyne verließ in plötzlicher furchtbarer Aufregung das Verdeck seines Schiffes und kam in die Kabine, bleich, mit hohlen, thränenvollen Augen.

„Wir sind verloren", sagte er.

Und dann zum Doktor gewendet:

„Ihre Schuld ist es!"

Dann verschwand er so schnell wie er gekommen und ging wieder auf das Verdeck.

Die Passagiere waren versteinert über dieses seltsame, unerwartet schnelle Hinauslaufen und sahen einander an. Die Kaiserin konnte sich nicht enthalten, laut aufzulachen, so wahrhaft komisch war ihr der verzweifelte Herr vorgekommen. Wunderliche Frauennatur! Sie beben vor einer erdachten Gefahr und einer wirklichen trotzen sie lachend.

Die Kaiserin hatte in Frankreich nichts zu fürchten und entfloh. Sie war zwei Finger breit vom Abgrund und lachte. Ein Nationalgardist erregte ihre Furcht, das wüthende Meer erregte ihre Heiterkeit.

Bei Tagesanbruch legte sich der Sturm, das Meer beruhigte sich ein bischen, und sie konnten in den Hafen von Ryde einlaufen. Man ging sogleich vom Bord und ins Hotel am Pier; aber als der Eigenthümer die zwei durchnäßten, zerzausten, zerknüllten Frauen sah und den noch nasseren Mann, der sie begleitete, schloß er seine Thüre zu. Sie flüchteten sich ins Hotel de York, wo sie nicht gerade mit Eifer aufgenommen wurden.

Nachdem sie ein bischen ausgeruht, fuhr die Kaiserin mit der Bahn nach Hastings und stieg Nachmittags im Marine-Hotel ab, wo sie sich 12 Tage aufhielt. Die beiden ersten Personen, welche sie, von Frankreich kommend, in dem Hotel aufsuchten, waren Frl. Shaw, die englische Bonne des kaiserlichen Prinzen und mein treuer Joseph, der ihr meine erste Kistensendung zu übergeben hatte.

Dort traf der kaiserliche Prinz mit seiner Mutter zusammen; mit lautem Schluchzen fiel er ihr in die Arme, und nach den ersten Liebkosungen sagte die Kaiserin, indem sie auf Doktor Evans zeigte:

„Umarme Den; Der ist's, der mich gerettet hat."

Madame Evans befand sich dort bei ihrem Gatten und fuhr fort, der Verbannten die vollkommenste und selbstloseste Hingebung zu beweisen.

Der Doktor war es, der beauftragt wurde, der kaiserlichen Familie eine passende Wohnung zu suchen. Er dachte an Chislehurst und miethete Camden-Place; die Miethe ging während der drei ersten Jahre auf seinen Namen.

Die Kaiserin dachte nicht einmal daran, Sir Burgoyne zu danken, und Lady Burgoyne mußte ihr, ein Jahr später, erst ihr Befremden darüber ausdrücken lassen, ehe diese Vergeßlichkeit gut gemacht wurde.

Was Dr. Evans betrifft, so hatte der von der Kaiserin nichts zu erwarten, als ein bischen Aufrichtigkeit und ein öffentliches Zeugniß, als man versuchte, die Thatsachen zu verdrehen, die ich erzählt habe, und dem Doktor ich weiß nicht welche lächerliche Rolle zuzuweisen.

Die Kaiserin begriff nicht, daß sie sich selbst herabsetzte, wenn sie that, als habe sie die seltsamen Umstände ihrer Flucht bedauert oder vergessen; und der Doktor hat das Recht, der Zahl jener Leute zugezählt zu werden, die, ohne daß sie sich darüber wundern, die märchenhafte Undankbarkeit aller Derer trifft, welche, und wäre es auch nur für einen Augenblick, auf einem Thron gesessen haben.

Die bucklige Marie.

Skizze von Paul Reinholtz.

(Nachdruck verboten.)

Im Städtchen kannte sie jedes Kind, die „Lehnicker-Marie". Wenn das kleine Persönchen, das durch einen Buckel arg entstellt wurde, des Morgens im Hause des Stadtrathes B. oder des Schullehrers W. verschwand, dann wußte es die ganze Stadt, bei Stadtrath's oder bei Lehrer's war das Nähfieber ausgebrochen, das zu dämpfen die „Lehnicker-Marie" gerufen worden war.

Das verblühte alte Mädchen hatte einst bessere Tage gesehen. Ihr Vater war Inhaber der geachteten Firma C. T. Lehnicker und galt für einen wohlhabenden Mann. Die kleine Marie verlebte glückliche Jahre, bis das erste Unglück hereinbrach. Durch einen Sturz von der Treppe zog sich das Kind eine derartige Verletzung des Rückgrates zu, daß es für die Dauer seines Lebens ein Krüppel blieb. Wie ein Unglück selten allein kommt, so auch hier. Eine Typhus-Epidemie raffte innerhalb wenigen Tagen Vater und Mutter hinweg und als die Bücher der Firma revidirt wurden, stellte es sich heraus, daß die Vermögenslage der Verstorbenen keineswegs eine so günstige gewesen war. Nach Befriedigung der Gläubiger blieb eine sehr bescheidene Summe übrig, die auf die Erziehung der kleinen Marie verwendet wurde.

Als ich die Lehnicker-Marie kennen lernte, mochte sie die dreißig schon überschritten haben. Noch heute sehe ich sie an unserem runden Familienkaffeetisch sitzen, über dessen Platte sie kaum hinwegzusehen vermochte. Das kleine zierliche Gesichtchen, dem ein eigenthümlich schwärmerischer Ausdruck eigen war, belebte sich, die großen schwarzen Augen blickten wie weltverloren in die Ferne, die schlanken weißen Hände begleiteten jeden Satz mit einer entsprechenden Geste, die verkümmerte Gestalt schien größer zu werden, zu wachsen: Lehnicker-Marie erzählte die letzte Fortsetzung des gerade im Erscheinen begriffenen Marlitt'schen Romans. Und wie sie zu erzählen verstand!

Wir Kinder wandten keinen Blick von ihren Lippen, wir folgten jeder ihrer Handbewegungen, wir jauchzten vor Freude, wenn die Tugend endlich belohnt wurde, wir weinten Thränen der Wuth, wenn es ein Bösewicht mal gar zu arg trieb. Selbst die Eltern vermochten nicht, sich der eigenartigen Wirkung des Vortrags zu entziehen, der Vater ließ die Pfeife ausgehen und meinte in seiner trockenen Art: „'s ist ein Talent, die Marie," die Mutter holte sich bei Beginn der Erzählung stets ein frisches Taschentuch, weil sie genau wußte, daß sie es doch „mit der Rührung" kriegen würde.

Die Marie war Nähterin, sie arbeitete aber nur außer dem Hause und ging tageweise von Familie zu Familie. Sie war eine äußerst geschickte Arbeiterin und dabei so verschwiegen, daß man ihr getrost die wichtigsten Geheimnisse anvertrauen konnte, ohne deren Ausplauderei gewärtig sein zu müssen. Mit der Zeit war Marie eine Art Vertraute des Hauses geworden in allen Familien, die ihre Dienste in Anspruch nahmen. Das alte Mädchen war von einer Bedürfnißlosigkeit, die in Staunen setzen mußte, sie hatte „freien Tisch" in den Familien und erhielt „7½" oder „zehn Gute" (Groschen) für den Tag Lohn. Die Bedürfnißlosigkeit bezog sich allerdings nur auf Wohnung, Essen und Trinken, für andere Sachen gab Marie mehr Geld aus als Stadtraths. Sie erhielt die „Gartenlaube" direkt aus Leipzig, während Stadtraths nur auf den Lesezirkel abonnirt waren, sie trug in einem Monat mehr Geld zum Buchhändler, als Stadtraths im ganzen Jahre.

Es konnte sich Niemand rühmen, in ihrer Wohnung in der Lindenallee gewesen zu sein, sie hielt sich alle Besuche vom Leibe. In dem kleinen weinumrankten Häuschen hauste sie allein mit der Familie des Wirthes. Spaziergänger konnten sie Sonntags am Fenster sitzen sehen, vertieft in die Lektüre eines Buches. Bestellungen mußten brieflich erfolgen, am Pfosten der Gartenthür war ein Briefkasten angebracht, eine Klingel gab es nicht, das Klopfen blieb unbeachtet.

Eines Sommertages schlenderte ich von der Schule den heimischen Penaten zu. Ich war für meine elf Jahre ein „strammer Bengel", der zum Leidwesen der Eltern und Lehrer schon sehr „feste um sich hieb". Eben bummelte ich den Wall hinab, als ich von der Lindenallee her lautes Geschrei hörte. Ohne Besinnen eilte ich hinzu: inmitten eines Rudels Straßenjungen stand die Lehnicker-Marie, hilflos, die Arme erhoben, Thränen in den Augen. Die Rangen lachten die schier Verzweifelte aus. „Buckelmarie", „alte bucklige Schraube". — so schwirrten die Schimpfworte durcheinander. Im Nu hatte ich den Schultornister abgeworfen, mit gezücktem Lineal stürzte ich auf die Lümmel, rechts und links schlug ich um mich. Natürlich kam ich ohne Püffe und Schrammen auch nicht davon, aber ich hatte doch die Genugthuung, die Spötter in die Flucht geschlagen und Lehnicker-Marie befreit zu haben.

Seit jenem Tage war ich deren erklärter Liebling. Am nächsten Tage schon arbeitete sie bei uns. Nach dem Mittagessen nahm sie mich bei Seite: „Paul", raunte sie mir ins Ohr, „Sonntag darfst Du mich besuchen, ich habe schon mit Deiner Mama gesprochen."

Und wirklich: am Sonntag wurde ich ganz besonders sorgfältig herausstaffirt und wanderte am Nachmittage nach der Lindenallee. Marie saß schon am Fenster, sie hatte mich erwartet. In dem Stübchen sah es erstaunlich wohnlich, sauber und nett aus. Rechts vom Nähtisch am Fenster standen auf einem niedrigen Gestell eine Bibel und ein Gesangbuch, die ganze Längswand aber deckte ein großes Bücherspind, durch dessen Glasfenster ich in Golddruck zu lesen vermochte: „Schiller's Werke", „Goethe's Werke", „Heine's Buch der Lieder" u. s. w.

Marie verstand meinen fragenden Blick.

„Ja, weißt Du, wenn ich Trost brauche, dann greife ich dorthin," — sie deutete nach Gesang und Bibel —, „aber wenn ich mich so ordentlich emporheben will über all die Kümmernisse, über mein verfehltes Leben, über die Bosheiten der Menschen, dann . . . . siehst Du, hier zum Beispiel . . . ."

Sie zog zwei Bände aus der Reihe. „Da, Schillers „Räuber" und hier „Heine's Buch der Lieder". Mit geübter Hand schlug sie eine Seite auf, die durch ein Buchzeichen markirt war.

„Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein . . . ."

„Und dann die „Räuber" — Du glaubst gar nicht, wie so etwas ergreift. Die rohen Jungen mit ihren Spöttereien können mich gar nicht verletzen, ich ärgere mich nicht mehr darüber. Die Schätze, die ich besitze," — sie ließ ihren Arm gegen die Bücher kreisen —, „die besitzt kein Mensch auf dieser Erde, weil ich die Bücher verstehe, weil ich mich hineindenke in die Seelen dieser großen und edlen Menschen, weil ich mit ihnen lebe, mit ihnen fühle . . . ."

Sie hatte ihren Platz am Fenster eingenommen, ich saß am Tisch, auf welchem Kuchen, Kaffee, sogar zwei Flaschen Bier postirt waren.

„Nun iß und trink. Soll ich Dir 'mal die „Räuber" erzählen?"

Ich nickte zustimmend. Sie wandte mir ihr Gesicht zu und begann . . . . Noch heute entsinne ich mich des Eindruckes, den dieser Vortrag auf mich machte, ich war überwältigt, hingerissen, ich hatte keinen Kuchen angerührt, keinen Schluck Bier getrunken und das wollte schon etwas sagen.

„Nun schlaf wohl, Junge", — meinte Marie, als ich noch ganz verwirrt von dem Eindruck nach meinem Mützlein griff — „ja, wenn wir unsere Dichter nicht hätten. . . . Aber Du mußt auch was Tüchtiges lernen, Du verstehst mich, Du kannst Dich hineinleben in meine Ideen. Ich lebte längst nicht mehr, aber die Ideale, die halten mich, ja, wenn es keine Ideale mehr gäbe . . . ."

Sie hatte mir bis zur Hausthür das Geleit gegeben. Als sie dieselbe öffnete, ließ ein scharfer Zugwind die kleine Person erschauern. Als ich die Gartenpforte öffnete, hörte ich drin noch immer den scharfen keuchenden Husten ertönen, der die Aermste schon seit Monaten quälte.

* * *

Sechs Jahre waren verflossen. Lehnicker-Marie war anscheinend die alte geblieben, sie war wohl noch kleiner geworden, das Gesicht noch schmäler, die Hände noch zarter, der Husten noch peinigender geworden, aber das Talent zum Fabuliren war ihr erhalten geblieben. Für mich nahte ein kritischer Tag erster Ordnung. Sollte ich die Universität besuchen oder nicht? Mein Vater war dagegen, meine Mutter dafür. Aber schließlich mußte mein Vater Recht behalten, denn sein Einkommen als kleiner Beamter gestattete eine solche Ausgabe für die Dauer nicht — und dazu verfügte ich über noch sechs Geschwister! Da durfte denn der Eine nicht in solcher Weise bevorzugt werden.

Meine Mutter hatte der Lehnicker-Marie ihr Herz schon oft ausgeschüttet. Diese hatte sie bestärkt in der Ansicht, daß ich studiren müsse. „Die Tausend Mark" — hatte sie gesagt — „sind schon noch aufzubringen. Der Junge, der meine Bücher und mich versteht, der . . . ." ein heftiger Hustenanfall hatte ihr für Minuten den Athem geraubt.

Es ging der kleinen Person überhaupt schlecht. Zu dem Husten waren ermattende Nachtschweiße getreten, Marie fühlte sich elend, sie war theilnahmsloser, apathischer geworden. Man drängte von allen Seiten, daß sie den Arzt aufsuche. Nach langem Zögern entschloß sie sich dazu, — sie merkte wohl selbst, daß es so nicht weiter gehen könne.

Der Doktor machte ein bedenkliches Gesicht.

„Ich weiß Alles", — unterbrach ihn Marie — „nur beantworten sie mir eine Frage: kann ich je wieder gesund werden?"

Der Doktor räusperte sich. „Hm, Lunge stark angegriffen. Ganz gesund werden? Hm, das ist wohl kaum . . . . Aber leben können sie noch mehrere Jahre. So schlimm ist's noch nicht. Sie müssen freilich was thun. Die milde Luft des Südens. Mentone, Korfu, am besten Afrika . . . . Sie verstehen mich doch?"

Marie machte eine bejahende Geberde. „'Ne weite Reise, — aber, — na, — für meine Gesundheit! Was kostet denn das wohl!"

„Oh, 's ist nicht gerade billig, aber mit Tausend Mark kann man schon viel Gutes stiften."

Marie empfahl sich. Langsam trippelte sie hinaus nach der Linden-Allee. „Tausend Mark", „viel Gutes stiften", — das waren die wenigen Worte, die sie unaufhaltsam beschäftigten.

Am nächsten Morgen weckte uns zu ungewöhnt früher Stunde die Hausklingel! Ein an meine Mutter adressirter Brief wurde abgegeben. Wir lasen:

„Linden-Allee, an meinem Todestage.

Liebe Freundin!

Ich fühle es, diese Nacht sterbe ich. Heute war ich beim Doktor. Er sagte mir, ich könnte noch einige Jahre leben, wenn ich eine Reise machte, die Tausend Mark kostet, aber gesund würde ich nicht mehr. Mit Tausend Mark kann ich aber viel Gutes stiften. Und so bestimme ich denn, daß ich die Reise nicht mache, sondern daß Ihr Paul die Tausend Mark erhält, damit er die Universität besuchen kann. Es sind das meine eigenen Ersparnisse, die der Bankier Müller Ihnen gegen einliegende Anweisung auszahlen wird.

Paul erhält noch meine sämmtlichen Bücher, ich weiß, er wird sie hegen und pflegen ganz in meinem Geiste.

Und nun lebt alle wohl, ich trete eine weitere Reise an als die nach Mentone.

Ihre
Marie Lehnicker."

Wir waren starr. Sofort Arzt, Droschke, Polizei. Es gab nichts mehr zu helfen. Lehnicker-Marie lag starr und kalt in ihrem Bette, auf dem Nachttisch waren Bibel und Gesangbuch aufrecht gestellt, daneben ein Band Schiller, ein Band Heine . . . . In der Mitte aber stand ein kleines halbgeleertes Fläschchen: das Etiquette war durch einen Todtenkopf besonders kenntlich gemacht, darunter war gedruckt: „Blausäure". Es war gar kein Zweifel, Lehnicker-Marie hatte sich vergiftet.

Ich habe die Tausend Mark-Erbschaft nicht angetreten. Ein Stipendium ermöglichte mir ohne dieselben den Besuch der Universität. Das Geld wird verwendet zur Ausschmückung des Grabhügels der Edlen, den ich jedes Jahr besuche.

Die Bibliothek aus der Linden-Allee aber schmückt mein Arbeitszimmer. Ich achte streng darauf, daß ihre geliebten Bücher in der alten Ordnung gehalten werden. Sehr oft schlage ich das Buchzeichen auf in dem „Buch der Lieder" und immer denke ich an jenen Band, in welchem mir die Verstorbene den ersten Einblick gestattete in ihr Gefühlsleben:

„Sie war wie eine Blume,
So hold und schön und rein . . ."

Das städtische Volks-Brausebad in Posen.

Das auf dem Neuen Markte in Posen errichtete öffentliche Brausebad wird voraussichtlich am 12. d. Mts. eröffnet werden. In gefälligen Formen erhebt sich der achteckige Pavillon, dessen Dach nach der Mitte etwas ansteigt und von einem laternenartigen Aufbau mit überragendem Schornstein gekrönt wird. Rings um das einstöckige Gebäude läuft ein eingefaßter Rasenstreifen, der nach Anlage eines grünen Kleides zur Verschönerung der ganzen Anlage noch bedeutend beitragen wird. Das Ganze macht einen harmonischen Eindruck und zeigt schon in seinem Aeußeren, daß es eine Anstalt zur Beförderung der Reinlichkeit und Sauberkeit ist. Folgt man der Einladung des schmucken Baues, die in seinem Innern gespendeten Wohlthaten zu empfangen, so gelangt man von der Westseite her durch einen Vorbau, in dem sich zwei gesonderte zugleich als Warteräume dienende Eingänge befinden — der rechte für Männer, der linke für Frauen — zur Kasse, woselbst gegen Entrichtung von 10 Pf. ein Badebillet verabreicht wird, das beim Betreten des Flurs von dem Wartepersonal gegen Anweisung einer Badezelle, von denen im Flur nach innen zu im Männerbade 10, im Frauenbade 4 anstoßen, wieder abgenommen wird. Die oben offenen Badezellen sind gegen den Flur durch leicht bewegliche Schiebethüren, die nur von innen geöffnet werden können, abgeschlossen und bestehen aus einem Vorraum zum Aus- und Ankleiden und dem davon durch einen Vorhang getrennten etwas tieferliegenden Baderaum der zu Häupten mit einer das erfrischende Element spendenden Brause versehen ist. Zur Abgabe des Wassers nach der Brause dient eine kleine sogenannte Badebatterie, die sich aus zwei Ventilen für kaltes und warmes Wasser zusammensetzt. Durch entsprechende Drehung der vierarmigen Ventilgriffe läßt sich dem aus der Brause strömenden Wasser jede gewünschte Temperatur geben, über die das an der Badebatterie angebrachte Thermometer fortlaufend Bericht erstattet. Indeß ist die ganze Einrichtung so getroffen, daß sie als größte Wärme nur 40° Celsius hervorbringt und Verbrühungen deshalb nicht eintreten können. An der tiefsten Stelle des schwachgeneigten und mit Fliesen belegten Fußbodens ist ein Gitter eingesetzt, das das Badewasser sofort ableitet. Jede Badezelle ist außerdem mit einem Handtuch, das nach jeder Benutzung durch ein reines ersetzt wird, einem Stück Seife, mit Kamm, Spiegel, Kleiderriegel und einer zierlichen Bank ausgerüstet und wird bei Tag durch Oberlichtfenster, des Abends gemeinschaftlich mit einer Nachbarzelle durch eine Glockenlampe mit Auerlicht beleuchtet.

Auch für die Heizung der Räume ist bestens gesorgt. Sie erfolgt durch Rippenheizkörper, die auf dem Flur aufgestellt sind und durch Wasserdampf erwärmt werden. Sämmtliche Oefen haben Ummantelungen aus Eisenblech und ein mit Theilscheibe versehenes Ventil, durch das die Wärme ganz genau regulirt werden kann.

Außenansicht des Volks-Brausebades.

Will man nun die Einrichtungen kennen lernen, durch welche die Speisung der Heiz- und Badekörper bewirkt wird, so muß man zunächst in den Keller hinuntersteigen. Dort findet man den eigentlichen Motor in Gestalt eines Niederdruckheizkessels mit Füllfeuerung und selbstthätig wirkendem Zugregulator, der den nöthigen Dampf erzeugt. Während der Wasserdampf direkt nach den Oefen geht und von dort nach der Kondensation als Wasser wieder nach dem Kessel fließt, erfolgt die Warmwassererzeugung auf eine sinnreiche und dabei sehr einfache Weise. Ein unscheinbarer sogenannter Gegenstromapparat in Cylinderform, der in einer Ecke im Raume hinter der Kasse Aufstellung gefunden hat, ist unten mit der vom Wasserreservoir in der Laterne kommenden Kaltwasserleitung, oben mit der Niederdruckdampfleitung verbunden. Durch Oeffnen der beiden Ventile des Apparats erfolgt die Inbetriebsetzung. Das kalte Wasser steigt aufwärts, wobei es in dem Apparat durch den abwärtsströmenden Dampf erwärmt wird, und geht dann durch die gesammte Warmwasserleitung, welche die Zuleitungen nach den Brausen trägt, nach dem ebenfalls in der Laterne liegenden Warmwasserreservoir, das dazu dient, das durch die Brausen nicht abziehende also überflüssige Warmwasser aufzunehmen. Der in den Gegenstromapparat eintretende Dampf dagegen wird durch seine Wärmeabgabe in das kalte Wasser völlig kondensirt und gelangt mit dem Kondensationswasser aus den Oefen wieder nach dem Dampfkessel, um von neuem in Dampf verwandelt zu werden. Die dadurch bewirkte selbstthätige Speisung des Kessels mit Kondensationswasser hat noch den Vortheil, daß sie Kesselsteinbildungen unmöglich macht.

Wie man sieht, ist alles auf's Zweckmäßigste eingerichtet; einfach aber dabei vollkommen ausreichend wird in jeder Richtung dem praktischen Bedürfnisse Rechnung getragen.

Zur Bedienung sind angestellt: ein Maschinist, dem zugleich die Obliegenheiten eines Badewärters für die männlichen Badegäste zufällt, eine Badewärterin für das Frauenbad und eine Kassirerin. Das Bad ist geöffnet: an Wochentagen im Sommer von 7—1 Uhr Vormittags und von 2—9 Uhr Nachmittags, im Winter von 8—1 Uhr Vormittags und von 2—8 Uhr Nachmittags; des Sonntags von 7 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags.

Die Eröffnung des öffentlichen Volks-Brausebades wird von breiten Schichten unserer Bevölkerung mit Freuden begrüßt werden. Dem größten Theil unserer Einwohner ist es nicht möglich, sich ein Bad in der Wohnung einzurichten, oder die Privatbadeanstalten in der Stadt zu benützen. Wenn es auch im Sommer Badegelegenheiten in der Warthe giebt, so erfordert der ziemlich weite Weg bis dorthin verhältnißmäßig viel Zeit und Mühe, was gerade bei dem Arbeiter, der nach der Tagesarbeit sich nach Ruhe sehnt, sehr ins Gewicht fällt und ihn meist von

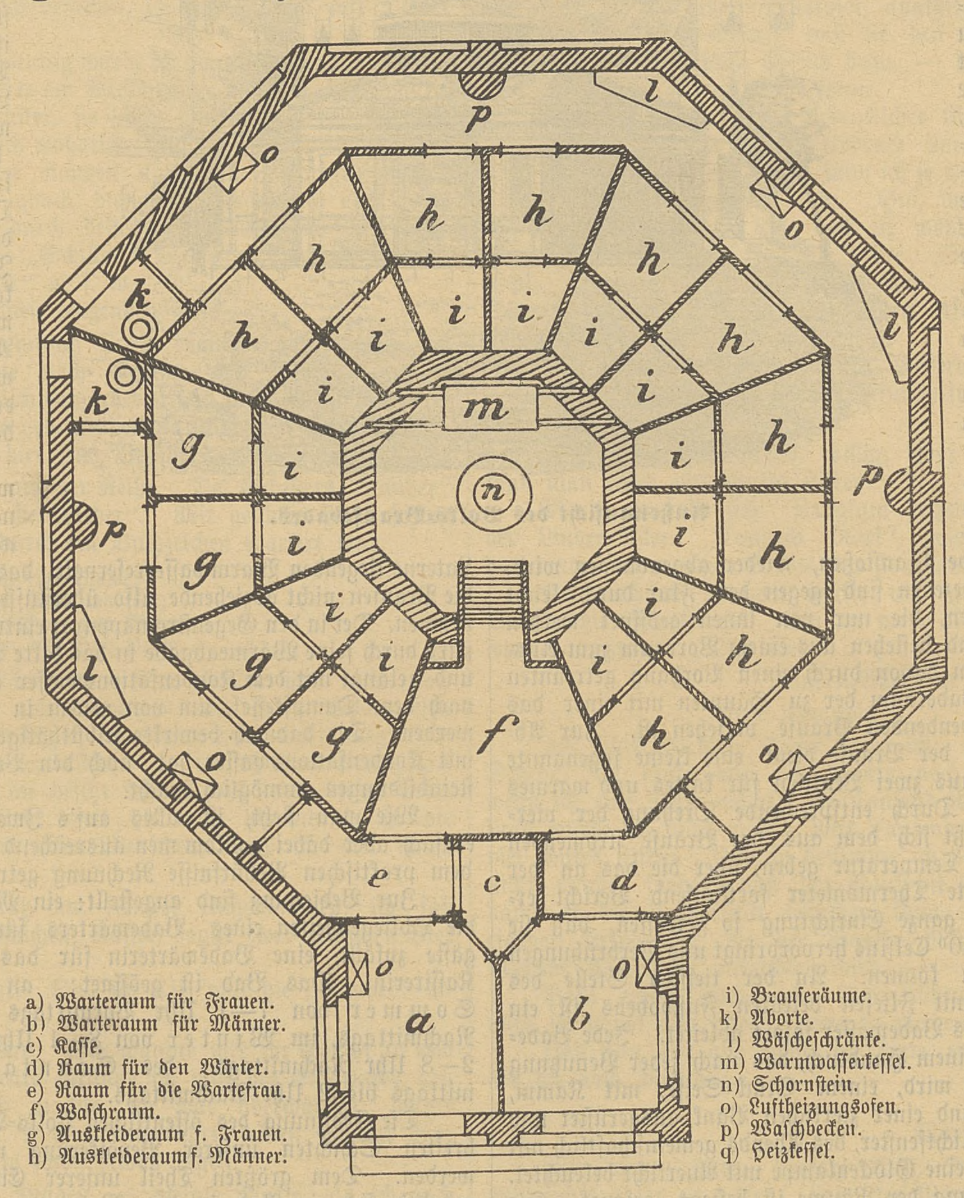
der Aufsuchung eines erfrischenden Bades abhält, obgleich er seiner am nöthigsten bedarf. In der kühleren Jahreszeit konnte er sich bisher überhaupt diese Erquickung nicht leisten. Und so empfand er sehr selten die Wohlthaten eines erquickenden Bades, jene Behaglichkeit und Frische, die sich nach einer gründlichen Reinigung der Körperhaut regelmäßig einstellen. Daß von jetzt ab Jedermann ein mit allem nützlichen Komfort eingerichtetes Bad jederzeit im Sommer wie im Winter für den geringfügigen Betrag von 10 Pfg. zur Verfügung steht, kann sowohl vom gesundheitlichen als erziehlichen Standpunkte nicht hoch genug angeschlagen werden.

Auch die Wahl des Platzes ist als eine glückliche zu bezeichnen. Der Neue Markt liegt im Centrum der Stadt und ist namentlich auch von den Bewohnern des rechten Wartheufers bequem zu erreichen.

Die jährlichen Ausgaben sind auf rd. 4600 M., die Einnahmen auf 3800 M. angenommen, woraus sich die Nothwendigkeit eines Zuschusses von etwa 800 M. ergiebt. Die Erfahrungen, die in den anderen Städten mit öffentlichen Volksbädern gemacht sind, zeigen, daß die Frequenz stetig zunimmt und die Einnahmen bald zur Deckung der Ausgaben hinreichen. Es ist anzunehmen, das sich auch in unserer Bevölkerung die Einsicht bald Bahn bricht, das die öftere Reinigung des Körpers, wie sie vollständig durch die Benutzung des Brausebades erreicht wird, zum Wohlbefinden ungemein beiträgt und zur Gesunderhaltung nothwendig ist.

In dem Brausebade ist nunmehr eine Anstalt geschaffen, die eine weitere Lücke in unseren öffentlichen Einrichtungen beseitigt und in hohem Maße zur Förderung des öffentlichen Wohles geeignet ist. Die hierzu von den städtischen Körperschaften aus den Sparkassen-Ueberschüssen bewilligten Baukosten von 20000 M. konnten eine bessere Verwendung kaum finden.

Grundriß des Volksbrausebades.



a) Warteraum für Frauen.
b) Warteraum für Männer.
c) Kasse.
d) Raum für den Wärter.
e) Raum für die Wartefrau.
f) Waschraum.
g) Auskleideraum f. Frauen.
h) Auskleideraum f. Männer.
i) Brauseräume.
k) Aborte.
l) Wäscheschränke.
m) Warmwasserkessel.
n) Schornstein.
o) Luftheizungsofen.
p) Waschbecken.
q) Heizkessel.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.